



Sonntag, 21. November

Herr Minder zielte – und traf. Die Schlussmelodie des «Tatort» erstarb. Der Bildschirm wurde schwarz. Minder legte die Fernbedienung auf die Lehne des Fernsehsessels, nahm den letzten Schluck Bier aus der Flasche, zerknüllte die leere Chips-Packung auf seinem Schoss und erhob sich ächzend. Seine gut 75 Jahre lasteten heute besonders schwer auf ihm. Der Abschied von seiner Tochter Lis machte ihm zu schaffen. Auf dem Weg hinüber zur Küche, die nach der Renovation nur durch eine Bar vom sogenannten Wohn-/Essbereich getrennt war, warf er einen Blick auf die Uhr. Lis befand sich jetzt bereits über dem Atlantik. Natürlich hatte er beim Abschied nicht geweint, nur hin und wieder, ganz beiläufig, ins Taschentuch geschnäuzt. Lis verabscheute Gefühlsausbrüche beim Abschied; nicht, dass sie das gesagt hätte, aber Minder kannte die Zeichen. Es waren die gleichen wie bei Erna, seiner verstorbenen Frau. Durchgestreckter Rücken, gestraffte Schultern, geräuschvolles Einatmen, konzentriertes in die Ferne blicken und aufgesetzt munteres Belanglosigkeiten-in-die-Welt-hinausplappern: «Wie praktisch! Ein Selecta-Automat auf dem Perron! Wunderbares Reisewetter, Paps. Kein Regen, aber auch nicht zu sonnig. Schau, die Bäume haben schon fast alle Blätter verloren. Bestimmt gibt's einen frühen Winter.» Sie hatte ihm auch ausgedrückt, sie zum Flughafen zu begleiten. Mit einer ganzen Batterie von Argumenten hatte sie dieses Vorhaben in weniger als einer Minute gebodigt. Ein Billett nach Zürich koste «Unsummen». Ausserdem lese sie im Zug «soooo» gerne. Und mit der Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr könne sie ihm die lange Fahrt hin und zurück auf keinen Fall zumuten. Nein, es sei ihr lieber, ihn wohlbehalten zu Hause zu wissen. Dazu ihr perfektes Gute-Tochter-Lächeln, das ihm sowieso den letzten Rest Widerstandsgeist raubte. Und jetzt war Lis schon fast zurück in Amerika und er wieder allein. Mutterseelenallein. Zurückgelassen. Verlassen. Sich selbst überlassen. Einsam. Wie von selbst fügte sein Gehirn immer neue Begriffe hinzu, bis ihn das Dudeln des Telefons aus diesen trübseligen Gedanken riss.

«Kari» stand auf dem Display. Sogar Minder, der diesbezüglich zurückhaltender war als die meisten, betrachtete den fast zehn Jahre älteren Kari Burger inzwischen als einen Freund. Karis Loyalität war zwar nicht gerade aus Granit; seine eigene allerdings auch nicht. Ein Rest Vorbehalt dem anderen gegenüber blieb.

Kari, alteingesessener Laupener und stolz darauf, sprach für seine Verhältnisse schnell. Bevor Minder seinen Gruss erwidern konnte, platzte es schon aus Kari heraus:

«Sie ist verschwunden!»

«Wer ist verschwunden?»

«Eben, Mia.»

«Helgas Mia?»

«Meine Güte, ja!»

Helga war Karis jüngste Tochter. Sie hatte sich letzthin von Manfred, ihrem Mann, getrennt, ging auf die Sechzig zu und lebte in einem Haus in der Laupenau, einer Siedlung nördlich von Laupen. Helga hatte in ihrem steten Bemühen, ihr Leben etwas Sinnvollem zu widmen, Mia, die sechzehnjährige Enkelin einer Bekannten aufgenommen. Das Mädchen kam offenbar aus schwierigen Verhältnissen und man fand, dass ihr ein Ortswechsel von Bern West aufs Land guttäte. Minder hatte sie noch nie gesehen. Und er wusste auch nicht, was mit «schwierigen Verhältnissen» genau gemeint war. Kari hatte sich sehr nebulös ausgedrückt, wie immer, wenn Helga etwas tat, das er nicht guthiess, aber nicht wagte, offen seine Meinung zu sagen – was nicht weiter verwunderlich war, denn Helga war Helga. Minder erinnerte sich nur noch an ein Wort, das Kari ein paar Mal brauchte, und das Minder auffiel, weil es nicht Bestandteil von Karis Grundwortschatz war: «Milieu».

Dass er nicht mehr über diese Mia wusste, war aber nicht allein Karis Schuld, denn er selbst hatte damals, als Kari ihm von Mia erzählte, nur mit halbem Ohr zugehört. Mit dem alten Prinz, seinem treuen Appenzeler Hund, war es in dieser Zeit rapide bergab gegangen, was Minder sehr beschäftigt hatte. Prinz war die letzte Hinterlassenschaft seiner Frau Erna gewesen. Sie hatte den Hund damals gewollt, wie sie Jahrzehnte vorher ja auch das Kind gewollt hatte. Nach Ernas Tod waren Prinz und er sich nähergekommen. Dass Prinz eines Tages genau wie Erna nicht mehr da sein würde, hatte er bis zuletzt verdrängt. Er hatte alles versucht, den betagten Hund am Leben zu erhalten. Die Tierarztrechnungen bewiesen es. Erst als das Leiden überhandgenommen hatte und der Tod eine Erlösung war, hatte Minder seinen Kampf gegen das Unausweichliche aufgegeben. Das war noch nicht lange her und die Gefühle überwältigten ihn in unregelmässigen Wellen.

«Helga möchte, dass ich, also wir, ich meine, du und ich, zu ihr rausfahren und helfen, das Kind zu suchen», sagte Kari.

«Was, jetzt, im Dunkeln?», fragte Minder.

«Nein, in einer Woche», sagte Kari ironisch. «Ernst, ein Kind wird vermisst.»

«Das ist ein Fall für die Polizei», stellte Minder fest. Ihm behagte die

Vorstellung, bei Nacht und Nebel durch unwegsames Gelände zu irren, nicht im Geringsten.

«Polizei kommt nicht in Frage», sagte Kari.

«Wieso nicht?»

«Polizei bringt nichts, hat Helga gesagt.»

«Aha», meinte Minder. «Polizei bringt nichts? Zwei alte Esel dagegen, die schon bei Tageslicht –»

Kari fiel ihm ins Wort: «Sie hat ihre Gründe.»

«Hat sie keine jüngeren Helfer?», fragte Minder.

«Sie will nicht mehr Staub aufwirbeln als nötig, hat sie gesagt», lautete Karis Antwort.

«Aha», meinte Minder. «Und mich will sie auch dabeihaben?» Er war skeptisch, denn seit gewissen Vorkommnissen am Schwarzsee, bei denen Kari fast das Leben verloren hätte, war er bei Helga abgeschrieben.

«Ja, ehm, also», druckste Kari herum, «ich habe ja kein Auto mehr und da hat Helga gedacht ...»

«Als Chauffeur, meinst du?»

«Nein, nein, nicht nur.» Kurze Pause, dann: «Item. Wir können für die Suche jeden Mann brauchen.» Und, um an Minders Gewissen zu appellieren: «Es könnte immerhin das Leben eines Kindes auf dem Spiel stehen.»

Minder verzog seufzend das Gesicht. Das «Kind» war 16.

Fünf Minuten später stieg Minder hinter dem Haus am Bärenplatz 19 in seinen alten, roten Peugeot Kombi, der seit einem Unfall vor anderthalb Jahren nicht einmal mehr für jene Autohändler attraktiv war, die sonst gerne ihre Visitenkarten unter den Scheibenwischer älterer Autos steckten. Weitere fünf Minuten später hielt Minder vor Karis Gartenzaun jenseits der Sense und Kari plumpste ächzend auf den Beifahrersitz. Ein paar Tabakkrümel rieselten dabei aus der Pfeife in Karis Mundwinkel, die beim Einsteigen schwankte wie der Ausleger eines Krans in einem Herbststurm. «Ausgegangen», sagte Kari und nahm die Pfeife zum Beweis aus dem Mund. Er wusste, dass Minder es nicht gern sah, wenn er im Auto rauchte; ja, es im Grunde verboten hatte. Kari war es allerdings gelungen, dieses Verbot aufzuweichen, indem er behauptet hatte, rauchen schütze vor einer Ansteckung mit dem Coronavirus, wobei Kari das Wort «Corona» nicht ausgesprochen hatte. Er weigerte sich standhaft, die Seuche beim Namen zu nennen. Minder hatte Karis Behauptung bezüglich der präventiven Wirkung des Rauchens zwar mit Skepsis aufgenommen. Aber im Zusammenhang mit diesem Virus hatte er schon so vieles gehört und sich daran gewöhnt, es einfach zu glauben, bis auf einmal das Gegenteil behauptet wurde, und er auch das glaubte. Auf der kurzen Fahrt zu Helga, die an der nördlichen

Gemeindegrenze wenige Kilometer ausserhalb Laupens wohnte, sprachen sie kaum ein Wort. Kari unternahm zwar mehrere Anläufe, Minder liess ihn jedoch mit einsilbigen Antworten ins Leere laufen. Er musste sich in der Dunkelheit am Steuer besonders konzentrieren. Über der Au lag noch dazu Nebel, der sich im Scheinwerferlicht zu zähem Schleim verdichtete. Und er war müde und wäre am liebsten zuhause gewesen, obwohl er nicht mehr wusste, wo «zuhause» im Moment war. Seit die alte Wohnung, in der Erna und er vierzig Jahre zusammengelebt hatten, saniert, renoviert und modernisiert war, wohnte er zwar dort, war aber in dieser Wohnung nicht mehr zuhause. Lis gegenüber hatte er es nicht zugegeben, weil er fürchtete, sie könnte ihn wieder dazu drängen, in eine sogenannte Seniorenresidenz, das hiess, ein Altersheim, umzuziehen. Lis hatte die renovierte Wohnung «Wow, Hammer!» gefunden. «Dieser Raum! Dieser Boden! Diese Küche! Dieses Badezimmer! Diese Fliesen!» Ihre elegante Erscheinung – die hatte sie von Erna – passte auch vorzüglich in dieses Ambiente aus dunklem, geöltem Antikeichenboden, gebürstetem Chromstahl und weissen Wänden. Sie machte gewiss auch in der Walk-in-Dusche unter dem ausladenden Airpower-Duschkopf eine gute Figur. Er dagegen genierte sich wegen seines bleichen, welken Fleisches vor den spiegelnden, tadellos weissen Kacheln. Es war ihm unangenehm, in einer Duschkabine zu duschen, die nur durch eine komplett transparente Scheibe vom Rest des Badezimmers getrennt war. Und erst seine Möbel – die passten genauso wenig in die Wohnung wie er selbst. In dieser neuen Umgebung wirkten sie auch in seinen wohlgesonnenen Augen schäbig. Ihre Zeit war abgelaufen. Aber sie taten ihm leid. Er hatte daher nicht anders gekonnt, als sich mit den alten Möbeln, Begleitern durch fünf Jahrzehnte seines Lebens, gegen seine Tochter, die am liebsten alles der Heilsarmee gegeben hätte, zu solidarisieren. Denn es widerstrebte ihm, seine mit Vergangenheit und Erinnerungen getränkten und – wie er – unmodern gewordenen Gegenstände durch nordisch durchgestylte, charakterlose Massenware Made in China zu ersetzen; einmal abgesehen davon, dass ihm vor dem Zusammensetzen der neuen Einrichtungsstücke graute; eine Aufgabe, die, dem Vernehmen nach, selbst begabtere Heimwerker als er einer war, an den Rand eines Nervenzusammenbruchs bringen konnte. Es wäre wegen der Möbel fast zum Streit mit Lis gekommen. Sie waren beide zwar nie laut geworden, aber sie hatten mehr als einmal in Unfrieden geschwiegen und Minder hatte im Stillen gewünscht, Lis würde sich weniger anstrengen, das Beste für ihn zu wollen. Andererseits hatte sie ihn auch zum Tierarzt begleitet, als es mit Prinz zu Ende ging, was er ihr hoch anrechnete. Und obwohl sie nicht sentimental und Prinz auch nicht besonders nah gewesen war,

hatte sie sogar eingefädelt, dass der Hundeleichnam nicht in der Kadaver-sammelstelle landete, sondern kremiert und ein paar Tage später Minder in einer kleinen Holzschachtel übergeben wurde. Auch in der «Sache mit Nelly» – wie Minder die andere Tragödie nannte und damit von sich selbst möglichst fernhielt – hatte Lis sich feinfühlig gezeigt und das Unglück erst angesprochen, als er dazu bereit gewesen war.

Kari, der sich nach einem kurzen Blick auf seinen vor sich hinbrütenden Freund dessen geistige Abwesenheit zunutze gemacht hatte, um halblegal die Pfeife wieder in Gang zu setzen, zeigte mit dem Pfeifenstiel nach vorne und mahnte: «Pass auf! Wir sind fast da. Gleich da vorne geht's ab.» Als wäre Minder noch nie hier gewesen ...

Links leuchteten im vorüberhuschenden Scheinwerferlicht hell die Verkehrsschilder an der Abzweigung zum Nachbardorf Gammen auf. Beidseits flankiert von abgeernteten Maisfeldern näherten sie sich der Grastrocknungsanlage, deren Geruch Minder an frisch gebackenes Brot erinnerte, und der bis nach Laupen hinauf jedes Jahr den Herbst ankündete. Kurz nach der Abzweigung Richtung Gammen erkannte Minder auf der rechten Strassenseite auf freiem Feld die Postautohaltestelle «Laupenau». Unmittelbar davor lag die Abzweigung «Laupenau». Die «Laupenau» war eine Siedlung, die in etwa achtzig Metern Entfernung durch eine waldähnliche Hecke von der Strasse abgeschirmt und auf der Rückseite vom Hochwasserschutzdamm der Saane begrenzt wurde. Die sieben niedrigen Holzhäuser waren in den Dreissigerjahren für die ausländischen Arbeitskräfte der Polygrafischen Gesellschaft gebaut worden – weit ab vom Zentrum Laupens. Lange war im Volksmund vom «Dschibuti» die Rede gewesen. Die grosszügig mit Umschwung ausgestatteten Häuser waren bei Tierhaltern sehr beliebt, weil anfänglich zu jedem Haus ein kleiner Stall gehörte. Heute gab es hier unter anderem Pferde, Schafe, Esel. Helga Rufener und ihr Mann Manfred, hielten jene Schafe, die einst Kari gehört hatten. Rufeners Ehe war zwar nach viel zerschlagenem Geschirr inzwischen getrennt und Manfred endgültig ausgezogen, aber die letzten altersschwachen Schafe waren noch hier; ebenso ein paar Hühner und Kaninchen.

Kari dirigierte Minder zu Helgas Haus. Sie parkierten unter einem grossen Baum neben Helgas silbernem Kleinwagen und nahmen im Schein einer Strassenlampe den kurzen, grasbewachsenen Weg zum Haus unter die Füsse. Das feuchte Laub blieb an den Sohlen kleben. Minder sog die herbstlich kühle Luft ein, die hier säuerlich nach Silo roch. Als die beiden Männer sich dem Haus näherten, flammte eine automatische Lampe neben der Eingangstür auf und flutete mit ihrem Lichtstrahl den Bereich

bis zu den Autos unter dem Baum wie den Grenzstreifen zu einem feindlichen Nachbarland. Man lebte hier recht abgelegen und gewisse Vorsichtsmassnahmen waren daher angezeigt.

«Schade, dass Prinz nicht mehr da ist», sagte Kari keuchend. «Ein Suchhund wäre gut gewesen.»

Minder tat, als hätte er nichts gehört. Er wollte nicht ausgerechnet jetzt an Prinz denken. Es war weder die Zeit noch der Ort für feuchte Augen. Ausserdem hatte er Kari schon zu Prinz' Lebzeiten mehr als einmal erklärt, dass ein Hund nicht als Suchhund geboren wurde, sondern erst dazu ausgebildet werden musste. Prinz hatte mehrmals eindrücklich bewiesen, dass er kein Suchhund war. Kari ging voraus, drückte den Klingelknopf, öffnete die Tür und trat ein. Minder folgte ihm mit gemischten Gefühlen. Wie ein aufgeschrecktes Huhn flatterte ihnen Helga entgegen. Ihre wie immer weiten, die dralle Figur umspielenden Kleider wirkten aufgeplustert. Um den Hals trug sie einen Chiffonschal, der wie eine weisse Fahne hinter ihr her wehte. So aufgeregt hatte Minder sie nicht einmal erlebt, als vor ein paar Jahren Karis Leben am seidenen Faden hing.

«Vater! Gut, bist du da. Komm rein, komm rein. Lagebesprechung im Wohnzimmer», sagte sie und umarmte Kari kurz und steif. Dabei schaute sie ihm über die Schulter, bemerkte Minder und schob reserviert nach: «Hallo, Herr Minder.» Sie fasste Kari am Arm und zog ihn durch eine Tür in ein Zimmer, das rechts vom Korridor abging. Minder blieb stehen, unschlüssig, ob er folgen sollte, oder ob erwartet wurde, dass er wie ein Chauffeur draussen beim Wagen blieb. In diesem Moment drehte Helga sich um und winkte ihn ebenfalls ins Zimmer; ein Zimmer, das Minder mit den vielen, höchst kreativen Kissen und Sitzsäcken, den Lichterketten und der insgesamt schummrigen Beleuchtung an das Zimmer eines weiblichen Teenagers erinnerte. Der Holzboden war mit bunten Flickenteppichen belegt, über die Minder seiner beschlagenen Brille wegen auch prompt stolperte.

Auf einem Sofa sass eine Frau mit einer roten, schulterlangen Mähne aus quirligen Locken und lächelte. Sie war nicht mehr jung, aber man sah, dass sie stilsicher war und Wert auf ihr Äusseres legte. Auf ihrem Schoss thronte ein Jack-Russel-Terrier, der sofort entrüstet bellte, als die Neuankömmlinge eintraten. Minder kannte die Frau und freute sich, dass sie auch hier war. Sie hiess Gudrun, war Dr. Elmar Wegeners Schwägerin, Freundin, langjährige Geliebte und gegenwärtige Lebensabschnittspartnerin und daher für Minder nicht ohne Bedeutung. Denn Elmar Wegener war neben Kari Burger der zweite Mensch, den Minder als «Freund» bezeichnet hätte. Kurz vor der Corona-Pandemie war es Wegener endlich

gelungen, Gudrun aus Berlin, wo sie nach dem Tod ihres Mannes – Wege-
ners älterem Bruder – bei einer Freundin gewohnt hatte, nach Laupen in
die Villa am Rudolf von Erlach-Weg zu locken.

Gudrun hob den kleinen Hund von ihrem Schoss, setzte ihn neben sich
auf das Sofa und erhob sich. Sie war um einen Kopf kleiner als Minder
und kaschierte im Unterschied zu Helga ihre weiblichen Formen nicht
im Geringsten. Modische Jeans und ein dunkelblauer Rollkragenpullover
betonten ihre Fraulichkeit und zogen Kari's Blick magnetisch an. Kari
hatte eine Schwäche für kurvige Frauen. In fernöstlicher beziehungsweise
seuchenkompatibler Manier verbeugte Gudrun sich mit vor dem Gesicht
aneinander gelegten Händen und einem Lächeln auf den roten Lippen vor
Kari und Minder. Umarmungen, Küsschen und sogar der gute alte Händedruck
waren in der Pandemie aus der Mode gekommen. Minder trauerte
weder dem einen noch dem anderen nach. Allerdings wunderte er sich immer
darüber, wie unterschiedlich die Vorsichtsmassnahmen gehandhabt
wurden. Wenn es um liebe Freunde und Bekannte ging, schien das Virus
stets in weiter Ferne, gerade als wäre jemand weniger ansteckend, wenn
man ihn oder sie gut mochte. Man lud Freunde weiterhin zu Jassabenden
ein, setzte sich mit ihnen ohne weiteres miteinander an den gleichen Tisch,
verbrachte einen ganzen Abend ohne zu lüften im gleichen Raum ...

«Setzt euch», sagte Helga und wies Kari einen der stabilen Sessel zu, liess
sich auf dem anderen nieder und überliess es Minder, sich selbst nach
einer Sitzgelegenheit umzusehen. Sein Blick huschte zwischen Sitzkissen
auf dem Boden und einem gebrechlich wirkenden Schaukelstuhl aus ris-
sigem Rattan hin und her, bis Gudrun ihn mit raumgreifender Geste auf
das Sofa einlud.

«Komm, Ernst. Ich beisse nicht und bin geimpft», sagte sie, strich dazu
mit der einen Hand über das Köpfchen des Hündchens und tätschelte mit
der anderen auffordernd den Platz auf dem Sofa rechts von sich. «Und
Filou ist ein ganz Braver, gell, mein Kleiner.»

Alle lachten, sogar Helga, denn Filou, der Jack-Russel-Terrier war alles
ausser brav. Minder setzte sich. Helga zupfte an ihrem Schal, strich eine
blonde Strähne zurück, die sich aus dem Pferdeschwanz gelöst hatte, und
schilderte, was passiert war.

Mia war am späteren Nachmittag mit Helgas Velo ins Stedtli – Laupens
historisches Zentrum – geradelt, um sich am Kiosk beim alten Bahnhof ein
«Pop-Heftchen – «Bravo» oder was die jungen Mädchen heutzutage so
lesen» und etwas Süsses zu kaufen.

«Eigentlich wollte sie ins Kino im Westside. Kommt nicht in Frage,

habe ich ihr gesagt. Mit Corona und allem. Wahrscheinlich hoffte sie, ihre sauberen Freunde dort zu treffen. Ich sagte ihr: Schlag dir das aus dem Kopf. Darauf hat sie etwas sehr Freches gesagt.» Helga schöpfte bei der Erinnerung daran einmal tief Luft, strich erneut die widerspenstige Strähne zurück und erzählte weiter: «Ich bin laut geworden. Ich gebe es zu. Es hat mich gekränkt. Dabei hatten wir es doch gut miteinander – jedenfalls am Anfang lief alles so super. Dieses Zimmer haben wir nach ihren Vorstellungen neu eingerichtet, damit sie sich hier zuhause fühlt. Sie durfte aus den Sachen unserer Töchter auf dem Dachboden aussuchen, was sie wollte.» Wieder folgte eine Pause. «Ein bisschen – sagen wir mal – undankbar hat sie sich zwar schon gezeigt. Die Sachen waren der Dame nicht gut genug. Sie hat die Nase mehr als einmal gerümpft. Aber ich meine, so schlecht ist das alles doch nicht.» Sie deutete auf den abgewetzten Flickenteppich, den wackeligen Rattanschaukelstuhl und die verschrammte Kommode.

Gudrun lächelte. «Aber keineswegs», sagte sie mit einem Blick auf das zusammengewürfelte Brockenstubenensemble. «Also, ich find's echt originell.»

«Eben», sagte Helga. «Im Grossen und Ganzen hatten wir ja auch einen recht guten Start», behauptete Helga mit einer Bestimmtheit, als müsste sie sich selbst davon überzeugen.

Nun meldete sich Kari mit eifrig erhobenem Zeigfinger zu Wort. «Denk an das Kaninchen», mahnte er.

«Welches Kaninchen?», fragte Gudrun neugierig und blickte zu Helga.

«Ach!» Helga winkte ab.

Doch Kari war die Sache zu wichtig. «Wann war das noch?», fragte er und lieferte selbst die Antwort: «Einen guten Monat her muss es sein – noch im Oktober. Kurz vor der Sache mit Böniger. Item.» Oskar Böniger war Laupener Gemeinderat gewesen und vor ein paar Wochen überraschend gestorben. Eines Nachts sei ein Kaninchen aus Helgas Gehege verschwunden, erzählt Kari. Dabei sei das Türchen ordentlich verriegelt gewesen. Weder Blutspuren noch sonstige Anzeichen für einen Marder oder Fuchs habe man entdecken können. «Das hätte man gesehen, wenn ein Fuchs oder Marder dagewesen wäre», erklärte er mit der Miene eines Sachverständigen. «Item. Es war das zutrauliche weisse mit den braunen Ohren – Munggi.»

«Und? Was hat es mit dem Kaninchen denn nun auf sich?», wollte Gudrun wissen.

«Ach», meinte Helga abwehrend. «Es war in der zweitletzten Woche der Herbstferien. Eine blöde Sache. Mia war schlecht drauf, weil Linda – Linda Böniger, das Nachbarsmädchen, mit der Mia sich auf Anhieb gut ver-

standen hat – mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder, dem Thömeli, zusammen mit einer Freundin der Mutter und deren Tochter zur Alphütte gefahren war, wo sie jedes Jahr eine Woche ohne Strom und fließendes Wasser verbringen. Mia war verletzt, weil Linda sie nicht eingeladen hatte. Aber die Hütte sei knapp gross genug für fünf, hat Carmen, Lindas Mutter, erklärt. Und die Sache mit der Freundin und deren Tochter war schon lange abgemacht. Jedenfalls brauchte Mia an jenem Tag – wieder einmal – Geld. Ich hätte ihr auch etwas gegeben, aber sie wollte partout nicht damit rausrücken, wofür sie es brauchte. Und am Tag darauf haben in der Küchenschublade, wo ich immer ein paar «Nötli» für die Post oder den Scherenschleifer aufbewahre, zwanzig Franken gefehlt. Ich habe Mia zur Rede gestellt. Es gab Streit und sie ist in ihr Zimmer gestürmt und hat sich eingeschlossen. Nicht einmal zum Abendessen ist sie herausgekommen. Und tags darauf hat Munggi gefehlt.» Sie liess ihren Zuhörern Zeit, sich den Reim darauf selbst zu machen.

«Ich hätte lieber Frieden gemacht», fuhr sie fort, «aber so etwas konnte ich ihr natürlich nicht durchgehen lassen. Sie hat alles abgestritten und danach halsstarrig geschwiegen. Das war eine leidige Geschichte. Sprechen wir nicht mehr davon. Schwamm drüber.»

«Halt, das ist noch nicht alles», sagte Kari unbeeindruckt von Helgas Bemühen, das unangenehme Thema zu beenden. «Munggi war nämlich am nächsten Tag wieder da! Im Gehege! Nass, als hätte man ihn aus der Saane gezogen. Mia hat später behauptet, sie habe das Tier eingefangen und zurückgebracht. Aber das Beste ist – ihr werdet es nicht glauben –, dass sie sagte, sie habe gesehen, wie Böniger den Munggi, hinter seinem Haus ausgesetzt habe.» Kari lachte laut auf. «Stellt euch vor – ausgerechnet der Böniger, ein Gemeinderat und die Korrektheit in Person! Das hat sie aber erst behauptet, als Böniger schon gestorben war – das Herz, ihr wisst ja. Item. Man hätte der Göre diese Lügerei von Anfang an –»

«Ja, ja», unterbrach Helga ihn. «Genug jetzt. Mia ist im Grund ein gutes Mädchen. Ihr fehlt nur, wie soll ich sagen, ein, ein, ja, Wegweiser durchs Leben.» Helga atmete hörbar aus und sank ein wenig in ihrem Sessel zusammen. Schon der Gedanke daran, diesem Teenager dabei helfen zu müssen, den rechten Weg zu finden, schien sie in diesem Moment zu erschöpfen.

«Und sie ist in einem schwierigen Alter», stand Gudrun ihr zur Seite. «Es ist nicht leicht, mit Teenagern friedlich zusammenzuleben. Das ist doch allgemein bekannt. Waren wir etwa besser, damals in unseren Flegeljahren?», fragte sie schmunzelnd.

«Mit meinen eigenen Kindern war es nie so schlimm. Die machten kei-

ne Probleme», behauptete Helga.

Kari lachte trocken. «Immerhin hat Karin ihre Nicole bekommen, da war sie noch keine achtzehn», meinte er. Karin war Helgas älteste Tochter. Diese Bemerkung brachte Kari einen bösen Blick von Helga ein.

«Das ist doch etwas völlig anderes», behauptete diese sofort. «Und ausserdem ist sie immer noch mit ihrem Kevin zusammen und glücklich verheiratet.»

Um die Scharte auszuwetzen, ging Kari beherzt in die Offensive: «Diese Mia ist in meinen Augen ein Fall für ›Münsingen einfach‹. Das ›gelbe Wägelchen‹, fertig.»

«Hör doch auf. Du kennst sie ja kaum», brauste Helga auf. Karis niveaulose Stammtischsprüche gingen ihr auf die Nerven, gerade, weil er ihr Vater war. «Sie kommt aus schwierigen Verhältnissen. Aber in die Psychiatrie gehört sie deswegen noch lange nicht. Für ihre Eltern kann sie schliesslich nichts.»

Nun ereiferte auch Kari sich. «Und die Sache mit Anteners Auto! Oder dass sie Steine geworfen hat nach dieser Frau, Frau –?» Als ihm der Name nicht einfallen wollte, fuhr er hitzig fort: «Das kannst du doch nicht alles leugnen!»

Gudrun hob beschwichtigend beide Hände und sagte: «Sch-sch-sch. Statt unersperrliche Diskussionen zu führen, sollten wir lieber endlich das Mädchen suchen. Oder was meint ihr?»

Minder erhob sich sofort. Filou, der kleine Hund, spitzte die Ohren und hüpfte unternehmungslustig vom Sofa.

Da niemand ihren Vorschlag kommentierte, schlug Gudrun vor, als erstes alle Häuser in der Siedlung abzuklappern. Denn vermutlich wolle Mia Helga bloss einen Schrecken einjagen. Sie habe sich bestimmt irgendwo in der Nähe versteckt, um zu beobachten, wie verzweifelt Helga sie suche. «Wie Tom Sawyer an seinem eigenen Begräbnis.» Als alle sie daraufhin verständnislos ansahen, schlug sie vor: «Ernst und ich nehmen uns die Häuser saaneabwärts vor und ihr euch jene saaneaufwärts. Einverstanden?»

«Warum nicht die Polizei einschalten?», fragte Herr Minder.

Alle Blicke richteten sich auf ihn.

«Nein, es ist noch zu früh», entschied Helga.

Herr Minder, nun, da er den ersten Schritt gewagt hatte, liess sich nicht so schnell abwimmeln. Ein junges Mädchen wurde vermisst, da würde man doch wohl die Polizei ins Spiel bringen dürfen. «Seit wann wird sie vermisst? Wann hätte sie zuhause sein müssen?», hakte er deshalb nach.

«Um sechs», gab Helga unwillig Auskunft.

Minder sah auf seine Uhr. «Jetzt haben wir Viertel nach elf. Also ist sie

schon seit mehr als fünf Stunden überfällig. Hat sie ein Handy?»

«Natürlich», zischte Helga. «Aber sie geht nicht ran.»

«Und wenn man bei ihren Eltern zuhause anriefe?», schlug Minder vor. Helga wischte seinen Vorschlag mit einem Augenrollen vom Tisch.

«Und du hast keine Tracing-App oder so was, damit du sie – wie soll ich sagen? – etwas kontrollieren kannst?», fragte Gudrun.

Helga warf ihr einen nachsichtigen Blick zu und sagte dann: «Man merkt, dass du keine Kinder hast.»

Gudrun, aufgestachelt durch Helgas Zurechtweisung, die einen wunden Punkt getroffen hatte, stellte sich auf Minders Seite: «Und wieso keine Polizei?»

«Das will ich nicht», blieb Helga stur. «Jetzt noch nicht.»

«Aber warum?», bohrte Gudrun weiter.

Helga kaute auf ihrer Unterlippe und dachte nach, wie sie das wohl am besten sagte.

Kari sprang in die Bresche. «Weil die Polizei in Kreisen wie Mias Familie ein rotes Tuch –», begann er, wurde von Helga aber unterbrochen. «Und weil dein toller Freund, dieser Blödian Antener Mia angezeigt hat, nachdem sie angeblich sein Auto zerkratzt hat», fügte sie gehässig hinzu.

Kari wagte eine Miene, die zeigte, dass er ihr «angeblich» stark in Zweifel zog.

Nun herrschte Helga ihn an: «Darf ich dich daran erinnern, dass nicht geklärt werden konnte, wer es getan hat? Antener hat aus heiterem Himmel behauptet, es müsse Mia gewesen sein. Aber hat er die Anzeige nicht zurückziehen müssen, weil Mia ein bombensicheres Alibi hatte?»

«Ja, weiss Gott», stiess Kari hervor, womit klar war, was er von diesem Alibi hielt. Das bombensichere Alibi war nämlich Helga selbst. Kari war sicher, dass Antener die Anzeige nur aus Angst vor Helga zurückgezogen hatte.

«Antener ist ein Idiot», stellte Helga so sachlich fest, als handelte es sich um eine allgemein bekannte Tatsache. «Wir – also Vater», hier schob sie eine bedeutungsvolle Pause ein, als ob sie nicht sicher wäre, ob das Wort «Vater» hier wirklich am Platz war. «Vater, Mia und ich haben im Café am Kreuzplatz gemütlich was getrunken. Antener sass am Nebentisch und wusste nichts Gescheiteres, als Mia vor allen blöd hinstellen, als sie von der Toilette zurückkam. Scheichen wie Eichen passten nicht zu einem so kurzen Rock. Eine, die in so was Aufreizendem herumlaufe, müsse sich nicht wundern, wenn einer das als Einladung auffasse. Er hat es zu seinen Kumpanen gesagt, aber so laut, dass alle es hören mussten. Ein paar haben gelacht.» Hier funkelte sie ihren Vater gefährlich an und zischte: «Du

auch.»

«Item», sagte Kari, «Mia hat sich umgedreht und Antener gegen den Arm geboxt. Ausserdem hat sie gesagt, ehm —»

«Er sei ein Figgarsch und sein mickriges Würstchen würde sie nicht einmal mit der Grillzange anfassen. Das hat sie natürlich nicht so anständig gesagt, aber ich will hier niemanden schockieren», fuhr Helga für ihn fort. «Ich hätte dem Kerl am liebsten auf der Stelle den Hals umgedreht.»

«Ahaaaa!», rief Gudrun. «Helga gibts zu, du hast das Auto zerkratzt», scherzte sie.

«Es gibt noch genug andere, die Grund dazu hätten», entgegnete Helga nicht im Geringsten amüsiert.

Gudrun erhob sich, klatschte zweimal in die Hände und rief: «So Leute, genug geredet. Lasst den Worten Taten folgen. Auf geht's!» Filou bellte einmal laut, als wolle er seinem Frauchen beipflichten.

«Systematisch vorgehen. Haus für Haus. Und Helga: Dein eigenes Haus nicht vergessen», mahnte Gudrun, als sie sich vor Helgas Türe vom Team Kari–Helga trennten. Filou, der Jack-Russel-Terrier, war bereits bellend vorausgelaufen. Minder war froh, dass Gudrun es übernahm, an der Türe des Nachbarhauses zu klingeln. Er hätte nicht gewagt, die Bewohner so rücksichtslos aus ihren Betten zu holen. Darum versuchte er auch so gut wie möglich, sich im Hintergrund zu halten. Mit viel Charme und einigen Worten der Entschuldigung trug Gudrun dem älteren Mann, der nach erstaunlich kurzer Zeit die Türe öffnete, das Anliegen vor. Nein, sagte er, er habe das Mädchen heute überhaupt nicht gesehen. Dann rief er etwas in die Wohnung hinein, das Minder nicht verstand. Der Mann schüttelte den Kopf. Seine Frau leider auch nicht, teilte er daraufhin mit. Selbstverständlich dürften sie sich rund um das Haus umsehen, meinte er, holte eine Taschenlampe aus einem Möbel neben der Tür, zog eine Strickjacke über den Pyjama an, schlüpfte in ein Paar Gartenschuhe neben der Türe und half ihnen bei der Suche. Sie umrundeten das Haus einmal, zweimal, dreimal, zündeten mit ihren Taschenlampen in Sträucher hinein, liessen den Strahl Obstbäume hochwandern und den schon kahlen Ästen entlanggleiten, richteten das Licht in verborgene Winkel wie etwa einen kleinen Anbau, der als Gartenschuppen diente, oder den Unterstand für Brennholz. Sie riefen nach Mia. Doch sie blieb verschwunden.

Beim nächsten Haus war zwar kein Licht zu sehen, hinter dem Haus aber mehrstimmiges Wolfsheulen zu hören, das Filou frech mit einem «Wuff-wuff» erwiderte. Gudrun musste dreimal klingeln, bis im oberen Stock schliesslich ein Fenster aufgemacht wurde und eine Frau mit einer blonden Wuschelmähne, die im Licht des Zimmers wie ein Heiligenschein

um ihren Kopf lag, verärgert fragte, «what the hell?» denn um diese Zeit los sei. Gudrun trug ruhig und freundlich ihr Anliegen vor.

«Mia? Verschwunden?», fragte die Frau daraufhin und lächelte. Das wundere sie überhaupt nicht. Mia sei ein spezielles Mädchen. Aber keine Sorge, die könne selbst auf sich aufpassen. Nur bei den Hunden habe man sie ein wenig zur Vorsicht mahnen müssen. Denn ihre «Jungs» seien keine Schosshündchen. Sie erlaubte Gudrun und Minder trotzdem, auf ihrem Gelände nach dem Mädchen zu suchen. Die Hunde seien in der Nacht «in ihrem Häuschen». Leider wurden sie auch hier nicht fündig, obwohl Filou mit der Nase auf dem Boden und vor Aufregung zitterndem Schwanz wie von einem Magnet angezogen die Gegend akribisch absuchte. Minder kam er vor wie einer jener neumodischen Roboterrasenmäher, die auf die gleiche, planlose Weise über die Grundstücke kreuzten. Filous Interesse galt nicht etwa dem vermissten Mädchen, sondern seinen Artgenossen, die sich tagsüber hier aufhielten und deren Winseln aus einem Verschlag beim Haus zu hören war. Im Dunkeln trat Minder auf etwas Weiches. Er befürchtete zu Recht, dass es Hundekot war, und versuchte, den Dreck im Gras vom Schuh zu streifen, was ihm aber nur halb gelang. In der Folge konzentrierte er sich vor allem darauf, solche Fehlritte zu vermeiden, und richtete die Taschenlampe deshalb direkt vor sich auf den Rasen. Hin und wieder blieb er auf einem sauberen Fleck stehen und fuhr mit dem Strahl die Hauswand hoch und über davor gepflanzte Sträucher oder richtete ihn zum grasbewachsenen Hochwasserdamm hinter dem Haus, der das Grundstück flussseitig begrenzte. Ohne Ergebnis. Als sie sich vor dem Haus wieder trafen, musste Gudrun zugeben, dass sie auch nicht erfolgreicher war.

Das hielt sie jedoch nicht davon ab, mit unvermindertem Elan und von der feuchten Luft gebauschter Mähne auf das nächste Haus zuzusteuern. Es war alles dunkel. Gudrun klingelte. Als nach einer halben Minute nichts passierte, drückte sie den Knopf erneut. Und eine halbe Minute später noch ein drittes Mal. Dann horchten beide an der Tür, hörten aber nur einen Gong, der aus der Stille des Hauses heraus dreimal erklang. Minder sah auf seine Armbanduhr: Viertel vor zwölf – es war also bloss eine Uhr gewesen, die geschlagen hatte. Anschliessend traten sie einen Schritt zurück, in der Erwartung, dass sich wenigstens ein Fenster öffnen würde. Als auch das nicht geschah, gaben sie auf und gingen zu Helgas Haus zurück. Gudruns Elan war einer Ernsthaftigkeit gewichen, die sich auch äusserlich in einem leicht vorgebeugten, schwereren Gang und gesenktem Kopf zeigte. Zahlreiche Möglichkeiten, was dem Mädchen alles zustossen sein konnte, gingen auch Minder durch den Kopf. Nicht zu-

letzt hatte das entfernte Rauschen der Saane ihn auf den Gedanken eines Selbstmords gebracht. Gerade letzthin hatte er gelesen, dass in der Schweiz Suizid bei Jugendlichen die häufigste Todesursache war. Vielleicht hatte sie sich auch in einem Auto mitnehmen lassen und war ... Helga hatte jedoch gesagt, Mia habe ihr Velo genommen. Vielleicht war sie verunfallt. Auf der geraden Strecke zwischen Laupen-Saanebrücke und der Laupenau fuhren manche wie Idioten und überholten die Velofahrer sogar bei Gegenverkehr – mit kriminell kleinem Abstand; ein kleiner Schlenker und man war unter den Rädern. Allerdings waren Kari und er auf diesem Weg hergekommen. Wären von einem schweren Unfall nicht noch Spuren zu sehen gewesen? Ausserdem hätte Helga die Sirenen von Polizei und Ambulanz gehört und nachgesehen. Von einer Freundin, zu der Mia hätte gehen und bei der sie hätte übernachten können, schien Helga auch nichts zu wissen. Mia kam aus Bern. Sie ging hier nicht einmal zur Schule. Das hatte Kari vor ein paar Wochen als die Wurzel allen Übels beklagt, nämlich, dass das Kind den ganzen Tag nichts Vernünftiges tue.

Fünf Minuten später standen alle vier wegen der fehlgeschlagenen Suche recht ernüchert in Helgas gut geheiztem Wohnzimmer. Minder hielt sich wegen seiner dreckigen Schuhe nah bei der Tür und möglichst weit von Helga entfernt auf. Als Kari in seine Richtung schnupperte und irritiert das Gesicht verzog, konnte Minder ihn mit einer abwehrenden Geste und einem fast unmerklichen Kopfschütteln gerade noch davon abhalten, das auszusprechen, was ihm auf der Zunge lag.

Um vom Geruch abzulenken, der von seinem Schuh ausging, fragte Minder, wer eigentlich in jenem Haus wohne, wo niemand an die Tür gekommen sei. Es stellte sich heraus, dass das Haus der Familie des kürzlich verstorbenen Gemeinderats Oskar Böniger gehörte. Die Witwe Carmen Böniger wohne nun mit ihrer Tochter Linda und dem kleinen Sohn, dem Thömeli, dort, erklärte Helga. Mit Linda habe Mia sich anfänglich gut verstanden. Linda war sechzehn, also gleich alt wie Mia. Dass Mia dort sein könnte, schien Helga unwahrscheinlich. Denn Carmen, Linda und Thömeli kämen doch erst morgen aus Spanien zurück, wo sie bei Carmens Eltern gewesen seien. Ausserdem habe Linda sich seit dem Tod ihres Vaters komplett zurückgezogen. Die einzige Person, mit der man Linda noch gesehen habe, sei Renate Inauen, die Trauerrednerin, gewesen, die in der Kirche die schöne Abschiedsrede für Oskar gehalten habe. Sie sei eine sehr sympathische Frau und mit Bönigers befreundet. Daher habe sie sich halt um Carmen und die Kinder gekümmert.

Kari hüstelte. «Trotzdem hat Mia einen Stein nach ihr geworf–», fing

er an, wurde von Helga aber jäh unterbrochen: «Schluss jetzt, Vater. Hör auf.» Sie hatte die Hände erhoben, als wolle sie sich am liebsten die Ohren zuhalten. Kari verstummte. Helga blickte ihn finster an.

«Wie kommt es eigentlich, dass man Böniger erst nach mehr als einer Woche gefunden hat?», fragte Gudrun ganz offensichtlich im Bemühen, das Thema zu wechseln.

Helga nahm diesen Faden sofort auf: «Seine Frau war wie gesagt mit Linda und dem Kleinen auf dieser Alp irgendwo im Tessin, zusammen mit einer Freundin und deren Tochter. Und genau in der Zeit ist es passiert. Am Samstag, kurz nachdem Oskars Frau und Kinder weg waren, kam Manuel, also Carmens Bruder, und hat mit Oskar zusammen Holz gescheitelt. Ich habe sie noch gesehen und von weitem begrüsst. Sonntag oder Montag ist er dann gestorben. Er lag im Holzverschlag hinter dem Haus, einen Korb gefüllt mit Scheiten neben sich. Offenbar wollte er Holz für den Schwedenofen holen. Viele heizen in der Übergangszeit mit einem Ofen. Ja, und dabei muss er einen Herzstillstand erlitten haben. Überanstrengung.»

«Furchtbar», sagte Gudrun.

«Er hatte halt doch etwas Übergewicht und bestimmt einen zu hohen Blutdruck. Dann der Stress im Job und das Amt als Gemeinderat ...», meinte Helga.

«Aber das erklärt noch nicht, warum er erst fast eine Woche später gefunden wurde», hakte Gudrun nach. «Wie konnte der Mann dort in unmittelbarer Nachbarschaft der anderen Häusern eine Woche tot in einem Bretterschlag liegen, und kein Mensch hat etwas gemerkt?»

Nun wurde Helga, als Nachbarin direkt zur Verantwortung gezogen, leicht aggressiv. Sie zählte an ihren Fingern auf: «Erstens ist es das letzte Haus in der Reihe. Zwischen unserem und Bönigers liegen zwei andere. Zweitens befindet sich der Holzverschlag hinter dem Haus und wird von einer Ligusterhecke abgeschirmt, so dass man von ausserhalb gar nicht sehen kann, was dort los ist. Drittens gehen wir hier normal nachbarschaftlich miteinander um, ohne uns ständig zu belagern oder zu überwachen. Und viertens war er schliesslich kein Kind.»

«Ja klar, das verstehe ich total», lenkte Gudrun sofort beschwichtigend ein. «Aber, ich meine, der Geruch. Stinkt eine Leiche nicht furchtbar?»

«Klar, aber wenn nicht gerade Bise ist, riecht man das nicht unbedingt. Ausserdem ist man sich hier von der Landwirtschaft einiges gewohnt», erklärte Helga.

«Du hast recht», sagte Gudrun. «Erstaunlicher ist eigentlich, dass keiner aus seiner Firma oder von der Gemeindeverwaltung oder irgendein

Freund Verdacht geschöpft hat. Oder seine Familie.»

Helga winkte ab: «Die waren doch auf der Alp. Ohne Strom und ohne Handy. Das soll doch gerade der Clou an dieser Art von Ferien sein, dass man all das Praktische aus der Zivilisation nicht hat.» Sie zuckte die Schultern und fuhr fort: «Und bei der Firma hatte er eine Woche freigenommen, um mal Zeit nur für sich zu haben. Und im Ge-»

Gudrun unterbrach sie: «Warum ist er eigentlich nicht mit auf die Alp gefahren?»

Helga lachte. «Der doch nicht. Oskar mochte es bequem. Solange es dort oben keine Dusche habe und nur ein Plumpsklo, käme er nicht mit, hat Carmen mal gesagt. Sicher hat ihn auch der einstündige Fussmarsch abgeschreckt.»

«Ach.»

«Ja», nahm Helga den Faden wieder auf, «und in dieser Woche war keine Sitzung des Gemeinderates und nicht viel los. Er hat sich offenbar in der Vorwoche noch um etliches gekümmert, weil er eben die andere für sich freihalten wollte.»

«Und seine Freunde? Er hatte doch hoffentlich welche?», fragte Gudrun, offenbar entschlossen, einen Schuldigen zu finden.

«Ja, schon. Aber die waren gewohnt, dass er manchmal eine Nachricht tagelang nicht beantwortete, überlastet wie er immer war», erklärte Helga.

Gudrun atmete hörbar ein und aus – ein Zeichen ihrer Resignation.

«Traurig», sagte sie dann.

Kari warf ein, es sei immer traurig, wenn jemand schon so jung sterben müsse. «Erst 59.» Und, als wäre das ein Trost: «Aber eine schöne Beerdigung hat er bekommen.»

Minder erinnerte sich. Die Kirche und der Friedhof waren für Pandemieverhältnisse übervoll gewesen. Manche hatten die Trauerfeier zu Ehren einer öffentlichen Person auch dazu benutzt, um ganz nebenbei den neuen Pfarrer in Augenschein zu nehmen, der seine Stelle in Laupen gerade angetreten hatte. Nach allgemeinem Bekunden hatte er diese Feuertaufe bestanden – nicht zu viel und nicht zu wenig Lob und Preis für den Herrn im Himmel und den verblichenen Gemeinderat. Geradezu ein Glücksfall war die freie Trauerrednerin gewesen. Minder hatte zwar gestutzt, als er auf dem «Programm», das man für die Trauergäste auf die Kirchenbänke gelegt hatte, las, dass eine freie Trauerrednerin sprechen würde. Wegener hatte ihm später erklärt, diese freien Trauerrednerinnen und -redner kämen gerade richtig in Mode, weil immer mehr Menschen keiner Kirche mehr angehörten und daher ohne Pfarrer den Weg aus dieser Welt finden müssten. Die Hinterbliebenen wollten ihren lieben Verstorbenen trotz-